

Barbara Büchner  
Das Wirtshaus  
»Zum lachenden Henker«



Das Schwarze Auge

Barbara Büchner  
Das Wirtshaus  
»Zum lachenden Henker«



Das Schwarze Auge



**Barbara Büchner**

# **Das Wirtshaus**

## **»Zum lachenden Henker«**

Ein Roman in der Welt von  
*Das Schwarze Auge®*

**Originalausgabe**





## Impressum

Ulisses Spiele  
Band 46

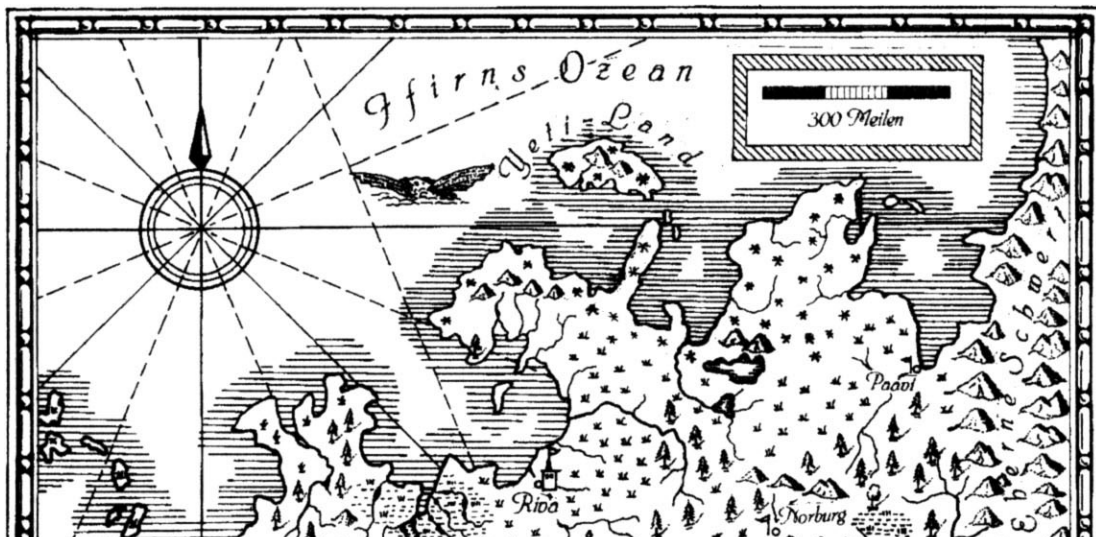
Kartenentwurf: Ralf Hlawatsch  
E-Book-Gestaltung: Nadine Hoffmann

Copyright © 2014 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems. DAS SCHWARZE AUG, AVENTURIEN, DERE, MYRANOR, RIESLAND, THARUN und UTHURIA sind eingetragene Marken der Significant GbR.

Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich geschützt.

Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Bearbeitung, Verarbeitung, Verbreitung und Vervielfältigung des Werkes in jedweder Form, insbesondere die Vervielfältigung auf photomechanischem, elektronischem oder ähnlichem Weg, sind nur mit schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele GmbH, Waldems, gestattet.

Print-ISBN 3-453-16238-2 (vergriffen)  
E-Book-ISBN 9783957524362





*Der dir die Kerze  
zum Heimleuchten gab,  
der hackt mit dem Beilchen  
den Kopf dir ab*

Bornländischer Auszählreim

# Vorwort

Mein edler Freund Orlan Paraiken gab mir, der ich sein treuer Chronist bin, die Erlaubnis, in seinem Namen von den geheimnisvollen und ruchlosen Vorgängen im Wirtshaus *Zum Lachenden Henker* in der Stadt Festum zu berichten, die für längere Zeit das Stadtgespräch abgaben. Die Entdeckungen, die wir damals machten, führten nicht nur zur Aushebung einer Bande gesetzloser Schurken und retteten so mancher jungen Unschuld Leben und Ehre. Sie gaben meinem Freunde auch Gelegenheit, wieder einmal aufs neue seine unvergleichlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, die schon so manchem Übeltäter zum Verhängnis und so mancher geplagten Seele zur letzten Zuflucht geworden sind. Bescheiden und weltabgewandt, wie er ist, weigert er sich, mit eigener Hand seine erstaunlichen Erlebnisse niederzuschreiben, doch gestattete er mir, es an seiner Stelle zu tun.

An einem kalten, nebeligen Nachmittag im Boron des Jahres 1021 BF – was dem Jahr 28 Hal nach mittelreichischer Zählung entspricht – saßen wir in der Wohnung meines Freundes in der Straße der Wollweber, im Haus zum Hirschen, als Orlans Schwester Jungfer Dorlin, einen Besucher meldete. Zu unserem Erstaunen trug der Mann, der unsere Stube betrat, das schwarze Gewand eines Borongeweihten. Wir erhoben uns beide von unseren Stühlen und erwiesen dem unerwarteten, düsteren Gast unsere Ehrerbietung.

»Es ist etwas Unerhörtes geschehen, nicht wahr?« wandte Orlan sich voll Staunen an den Besucher. »Denn dessen bedarf es, um einen Diener des Boron aus seiner stillen Klausur zu treiben! Wovon habt Ihr uns zu berichten? Von Grabschändung oder gar finsterster Nekromantie?«

Der Gast, ein noch junger Mann von anziehendem, klugem Aussehen, ließ sich von dem neugierigen Gebaren seines

Gastgebers nicht beeindrucken und hub ruhig zu reden an:  
»Es ist fürwahr etwas Unerhörtes geschehen.«

Dann berichtete er uns von den Ereignissen, die ich hier  
zum Nutzen des Lesers in gefälliger Ordnung darbierte.



# 1

## **Eine Hochzeit im Lachenden Henker**

Der Morgen graute eben über der Bornmündung, als Jasper Brinnske im Bug seines Bootes ausrief: »Was, bei allen Seedämonen, hängt da im Netz und ist so über alle Maßen schwer?« Der graubärtige Fischer strengte seine Arme an, um das Netz hochzuhieven, und seine beiden Gefährten halfen ihm dabei. Alle drei mußten sich gehörig ins Zeug legen, um den Fang aus den dunklen Gewässern der BornMündung zu ziehen. Sie schnauften und ruckten und spannten die Muskeln unter den groben Jacken an. Dann kam das Netz plötzlich hoch und holperte an Deck ... und was darin gefangen gewesen war, rollte platschend zur Seite und streckte alle viere von sich ...

Die Totenkammer in der Boronstadt auf der Jodekspitze war ein langgestreckter, düsterer Raum ohne Fenster mit einem steinernen Fußboden und drei mannslangen Marmortischen. Es roch nach der mehrfach destillierten Orkengalle, dem scharfen Schnaps, mit dem die Tische gewaschen wurden, und nach brackigem Wasser – ein Geruch, der stets gegenwärtig war, so oft er auch gesäubert wurde.

Rajan Notjes, der alte Geweihte des Boron, der die Totenkammer betreute, warf einen nachdenklichen Blick auf den weiblichen Leichnam, der bleich und nackt auf dem Steintisch lag. Es kam oft vor, daß man menschliche Überreste aus den schaumigen Fluten des Hafenbeckens zog, sei es nun, daß ein betrunkenener Seemann vom Kai gestürzt war oder ein unglückliches junges Mädchen sich aus verschmähter Liebe in Efferds Arme sinken ließ – oder auch, daß das Opfer eines Mordes in tiefer, finsterer Nacht in den kalten Gewässern versenkt wurde. Zumeist wurden

die Leichen von der Strömung an einer Stelle an der Kaimauer angetrieben, die man das ›Totenloch‹ nannte. Rajan hatte so viele von ihnen gesehen, daß er sie nicht mehr zählen konnte. Er wußte besser Bescheid als so mancher Medicus, was die verschiedenen Todesursachen betraf. Aber die Tote, die hier vor ihm lag, gab ihm Rätsel auf.

Ihr fehlte der Kopf.

Der Boroni holte zwei Laternen herbei und hängte sie an die Haken über dem steinernen Tisch, eine zu Füßen, eine zu Häupten der Leiche. Er hatte ihr die Algen und den schmutzigen Schaum abgewaschen und ein Tuch über den Halsstumpf gedeckt. In den nächsten Stunden würden die Leute von Festum in langen Reihen durch die Totenkammer ziehen und die Frau besichtigen. So geschah es immer, wenn ein namenloser Leichnam aus der Mündung des Born gefischt wurde. Zumeist fand sich dann jemand, der ihn oder sie wiedererkannte, und der oder die Tote konnte mit den gehörigen Ehren begraben werden. Wenn die Leichen von jungen Menschen in gutem körperlichen Zustand waren und nicht identifiziert wurden, so erteilte der Enge Rat der Stadt für gewöhnlich die Genehmigung, daß die toten Körper – ein Vorgang, den Rajan verabscheute und verachtete – den Anatomen im Spital der Therbuniten übergeben wurden, die daran ihre Studien betrieben.

Der Boroni fürchtete, daß auch diese Unbekannte auf einem Seziertisch enden würde, denn ohne Kopf war wohl kaum zu erwarten, daß jemand sie wiedererkennen würde. Außer der tödlichen Wunde wies sie keine Verletzung und auch kein Mal auf. Der Leib vom Hals abwärts war unversehrt. Sie war wohlgenährt und gepflegt gewesen, aber ihre Hände waren rauh und ihre Nägel kurz geschnitten; also hatte sie ihr Lebtage lang hart gearbeitet, vielleicht als Magd gedient. Das helle Schamhaar verriet, daß ihr Kopfhaar blond gewesen war.

Rajan hob das Tuch an und betrachtete die furchtbare

Wunde. Der Schnitt war glatt und sauber. Wie vom Beil eines Henkers oder dem Messer eines Anatomen ausgeführt, durchtrennte er Muskeln und Knochen des Halses. Der Geweihte schauderte bei dem Gedanken, wieviel Blut bei dieser grausamen Tat geflossen sein mußte: Der Körper war völlig ausgeblutet, von bleichbläulicher Farbe, als hätte man ihn nach dem Mord kopfunter aufgehängt wie ein geschlachtetes Tier.

»Das sind Oger, die das getan haben – keine Menschen«, murmelte Rajan vor sich hin, während er das Tuch wieder über den Stumpf deckte.

\*\*\*

»Vorwärts da, dummer Klotz, steh mir hier nicht im Weg herum! Siehst du nicht, daß ich schwer zu tragen habe?« – »Bei Swafnir, mein süßes Mädchen, du siehst gar nicht übel aus!« – »Heißer Rum, um die Knochen zu wärmen! Kauft, Leute, kauft den guten heißen Rum!« – »Schöner fremder Mann! Ihr seid wohl eben erst in Festum angekommen? Wollt Ihr mir nicht ein Glas Meskinnes spendieren?« – »Holla, Gartimpki! Daß man Euch auch einmal wieder sieht!«

Die Brückenstraße zwischen den Warenspeichern und Kneipen im Festumer Hafengelände hallte von Geschrei und Geschwätz in allen Sprachen Aventuriens wider. Sogar das Schnattern eines Goblins hörte man da und dort, denn in der Stadt am Meer wohnten die Goblins – wenn auch in ihrem eigenen Viertel friedlich mit den Glatthäuten zusammen, wie sie die Menschen nannten. Der Geruch nach Tang und Teer hing in der kalten, nebelfeuchten Luft und mischte sich mit den fremdländischen Düften, die aus den Lagerhäusern drangen. Selbst jetzt am frühen Nachmittag war es in der engen Brückenstraße nahe der Zollbrücke fast so dunkel wie in der Nacht, denn die Gebäude aus Holz und Ziegeln hielten das ohnehin

schwache Licht der gelblichen Travia-Sonne ab, die tief über dem Zwielightberg stand. Zu einer Jahreszeit, da man im Mittelreich noch die Ernte einbrachte, lag das Bornland bereits erstarrt in den Klauen des Winters. Die eisige Luft biß durch Wolle und Leder. Auf dem Born trieben Eisschollen. Wie hart der Winter hier war, verriet schon der Baustil der Häuser: Die Dächer der Türme und Wirtschaftsgebäude ragten steil und spitzgiebelig in den Himmel, wie es Brauch bei den Häusern in schneereichen Ländern ist, um die Last des Schnees zu verteilen. Die gezinkten Dachrinnen endeten oft in gruseligen Lindwurmmäulern, die auf die Passanten herabgähnten und nun Mützen aus flauschigem Schnee trugen. Man sah die Lampen hinter den Fenstern der Wirtshäuser leuchten, manche hell und einladend, manche rötlich und verstohlen.

Dort, an seiner Mündung war der Born fast sechshundert Schritt breit. Sein Lauf wurde von der Speicherinsel geteilt, auf der alle Waren und Passagiere ausgeladen wurden, um von den Festumer Behörden begutachtet zu werden. Über die Zollbrücke – ein Bauwerk von stolzen einhundertdreißig Schritt Länge gelangten Neuankömmlinge dann in die Stadt. Scharen von Menschen drängten sich auf der Straße: Seeleute, Huren, Händler, die alle in größter Eile und Wichtigkeit ihren Geschäften nachgingen. Festum war eine Stadt, die nie zur Ruhe kam; nur die Art der Geschäfte wechselte, die in den Stuben und auf offener Straße gemacht wurden. Es gab keine Stunde der Nacht, zu der die Straßen im Hafengelände verlassen lagen, vor allem jetzt im Travia, da die Norbarden aus dem Nordland sich in der Stadt versammelten und edle Pelze zum Kauf anboten. Wenn die letzten Nachtschwärmer und Saufbrüder im Morgengrauen schlafen gingen, standen die Dockarbeiter und Seeleute schon wieder auf. Pitjow Peddersen, der Besitzer des Wirtshauses *Zum Lachenden Henker*, hätte die Thekestube Tag und Nacht geöffnet lassen können. Oft

hatten er und sein Sohn Elkwin Mühe, die letzten Gäste auf die Straße zu setzen, ohne daß die ersten dabei zur Tür hereinkamen.

Jetzt standen die beiden Männer unter der Tür und betrachteten müßig den Strom von Menschen, die an ihnen vorbeidrängten. Pitjow war ein schlanker, dunkelhaariger, alterslos wirkender Mann, an dessen faltigem Gesicht nur die glänzenden schwarzen Augen auffielen – Augen, die verrieten, daß er nicht halb so harmlos und einfältig war, wie er auf den ersten Blick wirkte. Wenn er lächelte, zeigte er vorstehende Zähne, und dieses Lächeln erinnerte sehr an das Zähnefletschen eines Raubtiers.

Sein Sohn war groß gewachsen wie er und dabei so hager, daß man alle Rippen an ihm zählen konnte, wenn er sich auszog, ein schwarzäugiger und schwarzhaariger Geselle mit einem Gesicht, das eine zackige rote Narbe verunstaltete. Sie zog seinen Mundwinkel hoch, so daß er unablässig hämisch zu grinsen schien. Es sah aus, als hätte ihn ein Blitz gestreift, der ihm an der Nase entlang von der Stirn bis zum Mundwinkel gefahren war. Das war auch die Geschichte, die Elkwin Peddersen jedem erzählte, der ihn nach seiner Narbe fragte – aber niemand wußte, ob sie wirklich so zustande gekommen war. Es gab auch nicht allzu viele Leute, die danach fragten. Die meisten Gäste, auch die rauheren unter ihnen, fanden den jungen Mann mit dem schiefen Gesicht abstoßend und redeten gerade soviel mit ihm, wie notwendig war, um ihr Bier oder ihren Rum zu bekommen. Er stand hinter der Theke; an den Tischen bedienten drei dralle blonde Mägde, die den Gästen einen weitaus gefälligeren Anblick boten.

Über den beiden Männern klapperte das Schild des Wirtshauses im Wind. Es zeigte einen lachenden Mann, der eine rote Gugelhaube trug und einen zur Schlinge geknüpften Strick in der Hand hielt. Niemand wußte, wie das Wirtshaus zu seinem Namen gekommen war. Es stand schon eine Ewigkeit dort am äußersten Ende der

Brückenstraße, ein weiß getünchtes, weit ausladendes Gebäude mit einem Oberstock, in dem sich auch die Zimmer der Gäste befanden, und der Wirtsstube und den Stallungen im Erdgeschoß – ein typisches Haus im Festumer Stil: Die Wände waren aus Ziegeln erbaut und mit Kalk getüncht. Gestützt wurden sie von Fachwerk aus Tannholz, darüber erhob sich das Giebeldach, gedeckt mit grauen Föhrenholzschindeln. Die Fensterläden waren in den Stadtfarben Rot und Weiß bemalt.

Die Straßen selbst trugen freilich den Fluch der meisten aventurischen Städte: Festum hatte keine Kanalisation, abgesehen von einem Rinnstein in der Mitte der Straßen, die mit Kalkplatten gepflastert waren. Zwar gab es einige wenige Müllkutscher, aber der Großteil des Unrates wurde kurzerhand in die Gosse geleert. Im Sommer war der Gestank in der Altstadt und am Hafen kaum zu ertragen. Im Herbst, wenn ein scharfer Wind blies, war es besser – die Gäste im *Lachenden Henker* konnten essen, ohne daß ihnen der Duft von fauligem Gemüse und ausgeleerten Nachttöpfen in die Nase stieg. Jetzt im Travia verschwand bereits alles Unerfreuliche unter einer fußhohen Decke aus Schnee, der immer wieder in reichlichen Schauern aus dem bleifarbenen Himmel fiel.

Trotz seines unheimlichen Namens war das Wirtshaus *Zum Lachenden Henker* bei Einheimischen und Fremden gleichermaßen beliebt, denn die Betten waren sauber und frei von Flöhen, die Getränke waren kräftig, und das Essen, das ein stummer Bursche namens Hanske kochte, schmeckte ausgezeichnet.

So sah man in der Thekestube mit den niedrigen, altersdunklen Deckenbalken und den beiden mächtigen Kaminen nicht nur einfache Seeleute, sondern auch so manche Kapitänin in goldbetreßter Uniform oder einen Handelsherrn in seinem seidenen Rock. Die Herren und Damen kamen nicht nur aus den umliegenden Straßen, sondern zuweilen auch aus den feineren Vierteln von



Festum wie der Altstadt mit ihren Kaufherren und Handwerkern oder der Gegend um die Festumer Stadtbühne und die Konzerthalle, wo die Künstler lebten. Sie vor allem besuchten gern das Hafengelände und genossen die düsterromantische Atmosphäre der Thekestuben, in denen sich abends alle Welt von Riva bis Brabak traf. Man konnte hier Norbarden aus dem hohen Norden ebenso antreffen wie einen Händler aus dem Süden in seinen reichen, goldgestickten Kleidern – wobei ein solcher Südländer freilich immer damit rechnen mußte, daß ein rauflustiger Bornländer oder gar Thorwaler ihn verdächtigte, ein Sklavenhändler zu sein. Dann mußte Pitjow Peddersen seine Autorität ins Spiel bringen, damit der Gast, war er nun zu Recht oder Unrecht angefeindet worden, nicht verprügelt wurde.

Jetzt wandte der Wirt sich an seinen Sohn und sagte unvermittelt: »Du solltest heiraten. Du bist neunzehn Jahre alt und hast noch keine Frau.«

Elkwin zog mürrisch die Achseln hoch. »Mich will doch keine.«

»Papperlapapp! Das findet sich schon. Ich habe kürzlich mit Neerjan Karjensen gesprochen, dem Krämer in der Schiffergasse ... Er hat eine siebzehnjährige Tochter, Tineke, und ist ein bettelarmer Mann. Er wäre glücklich, wenn du sie nimmst.«

Elkwins Augen, die wie schwarze Steinsplitter glänzten, leuchteten lebhaft auf. »Ist sie schön?«

»Sehr schön. Sie hätte ein Dutzend Bewerber, wenn ihr Vater mehr Geld hätte. So kann er kaum genug Brot und Bier kaufen, um sie beide am Leben zu erhalten. Nimm sie! Auf die Art kommst du zu einer billigen Hure und ich zu einer billigen Magd.«

»Sie wird nein sagen«, murmelte Elkwin, der sich keine Illusionen darüber machte, was die Frauen von ihm hielten. Alle Mädchen, die sein Vater angesprochen hatte, hatten seine Hand ausgeschlagen, obwohl Elkwin Peddersen einen

dicken Batzen Geld in den Travia-Bund mitgebracht hätte. Das Wirtshaus warf guten Gewinn ab, und die Truhen in dem geheimen Gewölbe unter der Küche waren voll Silber.

Sein Vater widersprach. »Ich bin mir mit Neerjan einig – sie hat da gar nichts zu reden. Und wenn sie Mucken macht, werden wir sie schon zurechtbiegen, wenn nötig mit der Peitsche.«

Er grinste, und Elkwin gab das Grinsen vielsagend zurück.

»Geh hinunter«, befahl der Alte sodann, »und hol eine Rolle Batzen aus der Truhe im Keller. Ich will Neerjan beweisen, daß ich es ernst meine. Um so schneller kommst du zu einer Frau und hörst auf, mein Geld zu den Huren zu tragen.«

Der junge Mann tat prompt, was von ihm verlangt wurde – jahrelange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß es am klügsten war, seinem Vater rasch zu gehorchen. Er kehrte in das Wirtshaus zurück und ging durch die Küche – in der ein prasselndes Herdfeuer die mächtig gewölbte Decke schwärzte – in den Keller. Eine Kerze in der Hand, stieg er eine steile Wendeltreppe hinunter. Sein Schatten flatterte lang und dürr auf der getünchten Wand. Der Lärm der Straße draußen war verstummt; hier unten war es still bis auf das gelegentliche ferne Plätschern von Wasser.

Unter dem Wirtshaus erstreckten sich Kellergewölbe, in deren finsterer Kühle sich vom gedörrten Schinken bis zu Amphoren mit Wein und Meskinnes alles stapelte, woran eine Schenke Bedarf hatte. Säcke mit Mehl standen da, verschlossene Gefäße mit in Branntwein eingelegten Früchten, Hürden mit Kartoffeln und Äpfeln, Tontöpfe mit eingeweckten Gurken, Rüben und Möhren. Würste und Schinken hingen von der Decke. Seit die Dämonenarchen das Perlenmeer unsicher machten und die Kauffahrer aus dem Süden nur noch mit schwerem Geleitschutz die Gewässer an der aventurischen Ostküste zu befahren wagten, waren die Luxuswaren aus Maraskan und dem südlichen Festland Mangelware geworden, aber Pitjow

hatte immer noch genügend gute Beziehungen, um Küche und Keller zu versorgen – und sein Koch Hanske hätte es fertiggebracht, aus einer Handvoll Mehl und einer Kartoffel ein Festessen zu bereiten!

Elkwin hielt sich jedoch nicht in den Vorratskellern auf, sondern stieg noch etliche Stufen tiefer. Das Licht der Kerze wanderte durch eine tiefe, labyrinthische Dunkelheit. Elkwin bewegte sich mit der Sicherheit einer Ratte in ihrem Bau, während jeder andere rasch die Orientierung verloren hätte, denn ein Kellerloch führte ins andere, einmal links, einmal rechts, dann wieder geradeaus, manche so klein wie Backöfen, halb mit den eingestürzten Resten älterer Gebäude gefüllt, manche so hoch und weit, daß das Kerzenlicht die Decke nicht erreichte. Salpeter glitzerte auf den Mauern. Es roch stark nach dem brackigen Wasser des Hafenbeckens, in das sich hier der Born ergoß.

An einer Stelle blieb Elkwin stehen und hob die Kerze. Ihr Licht fiel auf schwarzes Wasser und den Bug eines Ruderbootes. Die Häuser, die auf Schwemmland erbaut waren, waren mit der Zeit abgesunken, und so reichte der Fluß nun bis in die Keller des Hauses, die er stellenweise bis fast zur Decke überflutete. Der Kerzenschein flackerte auf der übelriechenden braunen Flut. Niemand außer den Wirtsleuten vom *Lachenden Henker* und ihren Vertrauten wußte, daß es leicht war, mit einem Boot von hier aus unter die mannsdicken Pfähle zu gelangen, die die Landungsbrücke trugen, und von dort aus über das offene Wasser zur Speicherinsel. Es war ein geheimer Weg, den sie oft benutzten, um Waren an den Zollschiffen vorbei in die Schenke zu schmuggeln – und gelegentlich auch zu anderen Zwecken.

Elkwin kümmerte sich nicht weiter um das Boot, sondern betrat einen Keller, in dem sich nichts befand außer einem alten schimmelfleckigen Schrank. Zielsicher ging er auf den Schrank zu, faßte ihn an einem Schnörkel an und

drehte ihn mühelos auf einem Zapfen beiseite. Dahinter zeigte sich eine metallene Tür, die Elkwin aufschloß.

Der Raum, in den er hineinleuchtete, roch stickig nach Schimmel. Er war klein und niedrig und enthielt eine Anzahl eiserner Truhen. Hier lagerte der Schatz des alten Pitjow Peddersen, das Vermögen, das er mit seiner Schenke – und anderen, weniger öffentlichen Einkommensquellen – verdient hatte. Elkwin klappte eine der Truhen auf, entnahm ihr eine Rolle Bornländer Batzen und machte sich auf den Rückweg durch die finsternen Gänge.

\*\*\*

»Eher heirate ich einen Goblin als diesen häßlichen Unhold!« Tineke Karjensen unterstrich ihren Ausruf aufs lebhafteste damit, daß sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte. »Das kannst du mir nicht antun, Vater!« Das schöne, hochgewachsene Mädchen stand breitbeinig da, die Fäuste in die Hüften gestemmt. Ihr langes dunkelblondes Haar schien vor Zorn zu flattern. Tineke, sonst die Sanftmut in Person, war hellauf empört.

»Was tue ich dir denn an?« murrte der pockennarbige Alte, der sich in Wirklichkeit äußerst unbehaglich fühlte. Er rückte unablässig an seinem Samtkäppchen und zupfte seinen fadenscheinigen schwarzen Rock zurecht. »Nun gut, er ist nicht eben schön, aber was zählt das schon bei einem Mann? In der Nacht ist es ohnehin finster, da siehst du ihn nicht. Die Peddersens sind reiche Leute und angesehen in ihrem Viertel.«

»Schmuggler sind sie! Und man sagt, daß sie nie einen Tempel betreten, weder der Vater noch der Sohn!«

»Hältst du wohl den Mund! Was ist das für ein dummes Gerede!« schalt der Alte zornig. Dann verlegte er sich aufs Bitten. »Sieh einmal, Tineke, wir sind arme Leute. Das bißchen, das wir mit unserer Krämerei verdienen, reicht kaum zum nackten Leben. Soll dein alter Vater auf den

Straßen von Festum betteln gehen? Willst du das? Und willst du selbst dein Leben lang in einem finsternen Gewölbe stehen und beim Schein eines Talglichtchens Brot und Dörrwurst verkaufen? Da wäre es doch etwas anderes, als Wirtin im *Lachenden Henker* schalten und walten zu dürfen!«

»Dort schaltet und waltet keiner außer Pitjow. Sein eigener Sohn hat nichts mitzureden.«

»Mag sein, aber der Alte lebt ja nicht ewig. Irgendwann wird Golgari ihn holen, und dann ist Elkwin der Wirt.«

»Ja, wenn man seinen Namen nicht vorher an der Kopfgeldmauer liest!«

An der berüchtigten Kopfgeldmauer im Hafen fand man Porträts, und Beschreibungen von gefährlichen Verbrechern und Piraten.

Neerjan fuchtelte mit den Händen. »Was schwatzt du heute nur für einen Unsinn zusammen! Mag sein, daß er ein wenig schmuggelt, das tut im Hafen schließlich jeder. Was ist schon dabei? So bekommt man den Branntwein billiger!«

Tineke schwieg verdrossen. Natürlich war beinahe jede Kneipe im Hafen ein Schmugglernest, das wußte ganz Festum. Zu verlockend war die Aussicht, mit unverzollten Waren aus dem Süden Geschäfte zu machen. Es gab auch genug Krämer, Wirte und Kapitäne, die unter dem Ladentisch Rauschkraut und Gifte aus Mengbilla anboten. Vielleicht, das mußte auch Tineke zugeben, entsprangen die Gerüchte über den *Lachenden Henker* nur dem Neid anderer Wirte, die sich ärgerten, weil Pitjow die hübscheren Thekemägte und den besseren Koch hatte – der stumme Hanske, der so gut wie nie seine Küche verließ, war eine Berühmtheit unter den Feinschmeckern von Festum, die im *Lachenden Henker* verkehrten. Vielleicht wechselten die Mägte nur deshalb so oft, weil sie es satt bekamen, von Elkwin nachts in ihren Kammern heimgesucht zu werden – wobei es hieß, daß Pitjow um

keinen Deut besser als sein Sohn war. Vielleicht verschwanden einige nur deshalb auf Nimmerwiedersehen, weil sie Angst hatten, der Alte könnte sie in Schwierigkeiten bringen, wenn sie offen den Dienst aufkündigten, und es darum vorzogen, bei Nacht und Nebel abzuziehen. Pitjow wäre nicht der erste Dienstherr gewesen, der sich an einer unwilligen Magd damit rächte, daß er sie des Diebstahls bezichtigte.

»Nun, was sagst du, meine Tineke?« fragte Neerjan, der das Schweigen seiner Tochter hoffnungsvoll so deutete, daß sie sich seinem Vorschlag gewogen zeigte.

»Laß mich nachdenken, Vater.«

In Wirklichkeit brauchte Tineke keinen Augenblick lang nachzudenken. Sie wollte nicht nur Elkwin Peddersen nicht, sie wollte überhaupt keinen Mann. Ihre Liebe galt der schönen Rahjageweiheten Dulja im ›Tempel der Freude‹, die sie regelmäßig besuchte, und manchmal schien es ihr, daß Dulja ihre Liebe erwiderte – obwohl das freilich bei einer Geweihten der Holden Göttin schwer zu erkennen war. Schließlich war es deren Auftrag, jeden und jede mit Liebe zu überschütten. Aber Tineke träumte immer wieder hoffnungsvoll davon, daß die zärtlichen Stunden auf der Samtdecke von Duljas Lager mehr zu bedeuten hatten als nur ein Opfer für Rahja. Sie träumte sogar davon – aller Vernunft zum Trotz –, Dulja werde eines Tages ihren Dienst im Tempel aufgeben und mit ihr fortziehen, irgendwohin, wo sie beide ganz für sich leben konnten.

Das Problem war, daß ihr Vater recht hatte. Sie waren bitterarm. Die Krämerei in der Schiffergasse ging mehr schlecht als recht, sie hatten mehr Schulden, als sie jemals bezahlen konnten, und mußten fürchten, daß die Gläubiger ihnen das letzte bißchen wegnahmen – den Laden, von dem sie lebten, und das einzelne Zimmer darüber, in dem sie kochten, wuschen, aßen und schliefen. Es war nicht so weit hergeholt, daß Neerjan Karjensen seine Tage im Schuldgefängnis oder als elender Bettler auf den Straßen



von Festum beenden würde. Und dann würde seiner Tochter nichts anderes übrigbleiben, als sich irgendwo als Magd zu verdingen oder gleich als Hure auf den Straßen des Hafens zu arbeiten. Vielleicht war Elkwin Peddersen doch das kleinere Übel.

Daß er häßlich war, das allein hätte ihr nicht so viel ausgemacht. Schließlich verlangte man von einem Mann nicht allzuviel Schönheit. Es ging vielmehr darum, daß er Frauen bekanntermaßen schlecht behandelte. Alle Mägde im *Lachenden Henker* hatten darüber zu klagen, daß er seine Lust daran hatte, sie zu quälen. Pitjow tat nichts, um ihn daran zu hindern, ja man konnte meinen, daß er sein Vergnügen an den schwarzfaulen Gelüsten seines Sohnes hatte – wenn er sie nicht gar teilte.

Andererseits ... auch Mägde wurden geschlagen, und Huren wurden noch schlechter behandelt als Mägde. Da war es doch besser, Tineke war im *Lachenden Henker* die Herrin im Haus. Ach, es war ein bitteres Schicksal, arm zu sein! Sie hatte schon mit dem Gedanken gespielt, fortzulaufen und ihr Glück in der Ferne zu suchen, aber sollte sie ihren alten Vater im Stich lassen? Er war hilflos ohne sie.

Mit matter Stimme murmelte sie: »Ich bin einverstanden, Vater.«

Neerjan umarmte und küßte sie vor Freude, aber sie fühlte den Kuß kaum. Ihre Haut war eiskalt, und ihr Fleisch erschauerte bei dem Gedanken daran, daß Elkwin Peddersen sie auf dem Hochzeitsbett in seine langen knöchigen Arme zog.

\*\*\*

Dulja, die Geweihte der Rahja, erhob sich von ihrem mit getrockneten Rosenblättern bestreuten Lager und kämmte sich das lange, blauschwarze Haar zurück. Sie hatte eine zimtfarbene Haut, fast so dunkel wie die einer Tulamidin,

feuchte tiefschwarze Augen und einen lockenden Mund. Ihr Körper war in jeder Hinsicht vollkommen, von den langen Beinen angefangen bis zu den strammen kleinen Brüsten mit den bräunlichen Höfen. Als sie aufstand, schimmerte ihre glatte Haut im Sonnenlicht, das durch das Fensterchen drang. Sie kauerte sich nieder und fachte das Feuer im Kamin an, das man um diese Jahreszeit in Festum schon dringend brauchte. Dann verrichtete sie ein erstes Gebet vor dem rosaroten Schrein der Liebesgöttin und aß im Schein der Flammen ihr Frühstück aus Milch und Brot. Zuletzt griff sie nach dem Büchlein, in dem sie ihre Termine notierte. Es war Erddag, und so stand in ihrer zierlichen Schrift vermerkt: Tineke Karjensen.

Erfreut erhob sie sich und gab sich an diesem Morgen besondere Mühe, als sie ihr Haar kämmte und frisierte und ihren Körper badete und mit duftenden Ölen einrieb. Bevor sie in die Halle hinabging, in der die Besucher empfangen wurden, verrichtete sie noch einmal ein rasches Gebet mit der Bitte, ihr besondere Liebe und dem Gast einen überwältigenden Sinnestaumel zu schenken. Dann gürtete sie ihren Hausmantel enger und schritt die Wendeltreppe hinab.

Der Tempel der Rahja gehörte zu den schönsten Bauwerken der Stadt Festum. Leicht und luftig, in spielerisch geschwungenen Formen erbaut, fügten sich rosafarbener Eternen-Marmor, das perlmutterne Gehäuse der Purpurschnecke, Rosenholz und SilasGlas zu einer Symphonie zusammen, die die Sinne einstimmte auf den Dienst an der Göttin. Dulja durchschritt die Vorhalle, die der stillen Andacht und dem Opfer diente, und sah, daß ihr Gast bereits auf sie wartete.

Sie lächelte Tineke an, als sie ihr gegenübertrat. »Die Holde Göttin zum Gruß! Komm! Das Bad wird deine Seele reinigen.« Sie ergriff liebevoll ihre Hand. »Komm!« wiederholte sie. »Laß dich reinigen, damit wir würdig vor Rahja treten.«

Die junge Frau folgte ihr mit leichten Schritten in den gut beheizten, rosenfarbenen getünchten Raum, in dem sich das im Boden eingelassene große Badebecken befand. Warmes Wasser sprudelte in dem gekachelten Becken. Die Luft roch süß nach Räucherstäbchen. Priester und Priesterinnen, etwa fünf an der Zahl, befanden sich mit den Gläubigen, die sie betreuten, im duftenden Wasser. Hier erfuhren die Gäste die Reinigung, ohne die niemand die heilige Halle betreten durfte. Sie ließen den Alltag hinter sich und widmeten sich dem beseligenden Rausch, den die Holde Göttin in ihnen erweckte.

Bei aller Ekstase aber ging es im Rahja-Tempel niemals wüst oder ungehörig zu. Was hier geschah, geschah zu Ehren der Göttin der Liebe und des Rausches und nicht zur Befriedigung roher Gelüste. Dulja nahm ihre Berufung sehr ernst und achtete streng darauf, daß auch ihre Besucher dies taten. Was auch geschah, stets bewahrte sie ihre innere Reinheit.

»Komm, leg deine Kleider ab.« Sie half Tineke aus dem Gewand, dann aus Stiefeln und Strümpfen, streichelte ihre wohlgerundeten Hinterbacken und schob die Nackte mit einer zärtlichen Gebärde auf das Badebecken zu. »Steig ins Wasser! Du wirst es genießen. Sobald du drinnen bist, komme ich auch.«

Dulja war seit ihrem fünfzehnten Geburtstag eine Dienerin der Holden Göttin und hatte nun, mit zwei- undzwanzig, all die Erfahrung, die sich ein Gast nur wünschen konnte. Tineke seufzte laut vor Entzücken, als die Geweihte sie am ganzen Körper wusch und mit dem Schaum reinigender Essenzen bedeckte. Halb betäubt vor Aufregung folgte sie ihr in die innere Tempelhalle.

Das war ein anmutig gewölbter Raum, dessen Wände mit Seide und Samt in tiefem Dunkelrot bespannt waren. Der Duft von Blüten, Kräutern und Essenzen lag schwer in der Luft. Ampeln brannten und beleuchteten die Wandmalereien und Gobelins, deren rahjagefällige Bilder

die Sinne anregten. Hier, im Herzen des Rahjahauses, stand auch das Standbild der Göttin, mit begnadeter Kunstfertigkeit von einem Bildhauer geschaffen, der in göttlicher Inspiration Schönheit und Anmut, Wärme und Sinnlichkeit in den kalten Marmor gebannt hatte. So stark war bisweilen der Zauber dieser Bildwerke, daß die Mär von der ›Liegenden Rahja von Baburin‹ berichtet, der Jüngling Ascandear sei in so inniger Liebe zu der Statue der Herrin entbrannt, daß fortan kein Weib aus Fleisch und Blut ihm mehr das Feuer in Herz und Lenden zu entflammen vermochte. Bis zu seinem Tod diene er der steinernen Geliebten als Hochgeweihter, bis ins hohe Alter jugendlich von Antlitz und Gestalt. Das waren der Segen und der Dank der schönen Herrin für ihren ergebenen Diener.

Dulja begrüßte Tineke im Heiligtum, indem sie ihr einen Becher reichte. »Trink den Rosenwein von den Hängen der Goldfelsen ... trink und richte deine Sinne auf die Göttin.«

Sie beobachtete, wie Tineke von dem Wein trank, der bei der heiligen Zeremonie den Geist berauschte, aber die Sinne aufs äußerste verfeinerte. Das Gesicht der Besucherin entspannte sich schon nach den ersten Schlucken. Es war, als fielen Krusten davon ab. Sie war rein und stand in Rahjas Gnade.

Dulja zog Tineke auf eine Liege – überall im Raum gaben sich Gläubige unter der Führung der Priester der heiligen Ekstase hin –, und während der Rosenwein die junge Krämerin langsam berauschte, rieb Dulja ihren Körper mit duftendem Öl ein, massierte und liebte sie und verschmolz zuletzt in einer wilden, leidenschaftlichen Umarmung mit ihr.

Als sie sich endlich nach langem Liebesspiel erschöpft voneinander lösten, seufzte Tineke mit tränenerstickter Stimme: »Wir werden uns in Zukunft wohl nicht mehr so oft sehen können, Geweihte – wenn überhaupt. Ich muß heiraten.«